n.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Oec. 1549[d]

R

Ueber die Mittel zu Einführung der Stallfütterung, und über die Wirkungen des häufigen Kartoffelbaues.

Zwei Preisschriften

von

Ludwig Schneider,
kursächsischem Rentsekretär im Stifte Merseburg, und Ehrenmitgliede der Leipziger ökonomischen Sozietät.

Leipzig,
bei Carl Friederich Schneidern 1786.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Hochgebohrnen Grafen und Herrn,
Herrn
August Ferdinand
Reichsgrafen
von Zech,
auf
Schmorkau, Rudelsburg, Kreipitsch rc.
Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Sachsen geheimen Rathe und Stift-Merseburgischen Kammerdirektor, Probste zu Wurzen, und Dechanden zu Zeitz rc. des kurpfälzischen Löwenordens Ritter rc.

seinem
gnädigen Herrn und Gönner,
wiedmet diese Schrift,

zum Zeichen seiner unterthänigen Ergebenheit und Verehrung,

der Verfasser.

Der Beifall womit die ökonomische Gesellschaften zu Leipzig und Kassel meine Beantwortungen ihrer Aufgaben beehrten, hat einige Nachfrage, und diese den gegenwärtigen besondern Abdruck dieser Abhandlungen, die bis jezt nur in größeren Sammlungen, dem 6ten Theil der Schriften der Leipziger ökonomischen Sozietät, und dem 2ten Heft der Hessischen Beiträge, stehen, veranlaßt. Ganz ohne Veränderungen und Zusätze konnte ich sie bei dem zweiten Abschreiben nicht lassen, und sie hätten deren wohl mehrere bedurft und erhalten, wenn mir nicht

nicht daran gelegen gewesen wäre, dem Publikum in der Hauptsache nichts anders vorzulegen, als was meine ersteren Richter gebilliget hatten. Nach andern Akten wäre vielleicht anders gesprochen worden.

Ueber die Stallfütterung ist schon so viel, und in so vielerlei Manieren geschrieben, daß es mir schon damals als die Frage aufgegeben wurde genug zu sein dünkte. Unter dem neuesten zeichnen sich die Aufsätze des Herrn geheimen Raths von Schubart, und Herrn M. Wichmanns sehr vortheilhaft aus. Sonderbar, daß dennoch, im Ganzen genommen, sich fast alles wider die Ausübung sträubt; begreiflich daher, daß ein Schriftsteller, der auf der einen Seite die helle nützliche Wahrheit, und auf der andern nichts als vorsätzliche Verblendung sieht, oder zu sehen

glaubt,

glaubt, zuweilen in einen Ton fällt, der hie und da misfallen muß. Es ist nicht Schwanken meiner Ueberzeugung, auch nicht Captatio benevolentiae oder Menschenfurcht, sondern blos meine Meinung von dem durchgängigen Vorzuge und besserer Wirkung kalter und ruhiger Prüfung und Darstellung, was mich vor diesem Tone bewahrte, so wenig ich sonst Indifferentist bin, wenn von Menschenglück oder Unglück, von Recht oder Unrecht, die Rede ist. — Ich bin diese Erklärung einigen meiner Beurtheiler schuldig, die übrigens so kompetent und mir so schätzbar sind, daß ich sie gern ganz mit mir einverstanden wünschte.

Die Frage über den Einfluß des Kartoffelbaues auf den übrigen Ackerbau und Nahrungsstand, ist nicht von so allgemeiner Wichtigkeit, aber sie ist doch prak-

tisch,

tisch, und es können Fälle kommen, wo es viel auf sich hätte sie irrig zu entscheiden. Daß Herr Pfarrer Varnhagen, der den Preis mit mir theilte, auch an meinen Grundsätzen und Gesinnungen Theil nimmt, macht mich zufriedner mit meiner Abhandlung, und vermehrt das Zutrauen, womit ich sie dem Publikum übergebe.

Merseburg,
im September 1785.

Schneider.

Beant-

Beantwortung der Frage:

Wie ist die nützliche Stallfütterung, ohne Zwang, allgemeiner zu machen, und wie ist ihre Einführung dem Landmann zu erleichtern?

welcher

die Leipziger ökonomische Societät im Jahre 1783 den ersten Preis zuerkannt hat.

Beantwortung der Frage:

Wie ist die nützliche Stallfütterung, ohne Zwang, allgemeiner zu machen, und wie ist ihre Einführung dem Landmanne zu erleichtern?

Moderata durant.

Einleitung.

Die Societät hätte nicht leicht einen gemeinnüzigern Gegenstand wählen können, als diesen, der so unmittelbar das Beste eines solchen Theils der bürgerlichen Gesellschaft betrift, welcher diese Sorgfalt eben so sehr bedarf, als verdient. Der Stand des Landmannes ist die Grundlage des Gedeihens aller übrigen Stände, und hat doch immer das Schiksal, daß er alle Arten von Aufklärung, ohne seine Schuld, am spätesten, gewahr wird, und ihren Seegen am wenigsten erndtet. Auch hätte die Frage nicht

menschenfreundlicher abgefaßt werden können. Ohne Zwang wohlthun, ist die höchste Stufe des Wohlthuns; ist ganz in dem Geiste der weisen und gütigen Regierung, unter der die Societät blühet, und welche bisher zwischen blendender, gewaltsamer Verbesserungssucht und unthätigem gleichgültigen Stillestehen, so glücklich das Mittel gehalten hat. Wer wollte nicht gern einen Versuch wagen, zu Beantwortung einer solchen Frage, zu Erreichung eines solchen Zwecks, mitzuwirken, wäre es auch nur um den Preis, mit dem schon das Bewußtsein, an einer edlen Absicht Theil genommen zu haben, belohnet.

Die Frage erhält durch den Zusaz: ohne Zwang, noch von einer andern Seite eine wichtige Bestimmung: sie zeigt damit, wer der Fragende sey. Die Einführung der Stallfütterung wird hier nicht sowohl, als das Privatgeschäfte des einzelnen Landwirths, sondern als Gegenstand der allgemeinen landwirthschaftlichen Policei angesehen. Im Namen des Regenten, der Obrigkeiten, solcher Personen, die allenfalls Zwang anwenden könnten, wird die Frage aufgeworfen; im Namen derer, die die Stallfütterung als gemeinnüzige Anstalt einzuführen wünschen, nicht derer, die nun diese Anstalt befolgen, und für ihre Person sie in Ausübung bringen wollen. Die Beantwortung wird sich also weniger mit einem Unterrichte über die Wartung

tung des Viehes in den Ställen, über den Anbau und die Anwendung der Futterkräuter, über das Verhältnis zwischen Getreidebau, Wiesewachs und Viehzucht u. s. w.; als vielmehr mit den allgemeinen Anstalten zu beschäftigen haben, die hierbei die Obliegenheit der Obrigkeiten ausmachen, und nur durch sie zur Wirklichkeit kommen können. So sehe ich die Frage an, und ich halte auch dies wirklich beinahe für das einzige, was über diesen Gegenstand noch zu sagen und zu thun übrig ist. Der theoretische Lehrer der Landwirthschaft hat das seinige gethan; der Nuzen der Stallfütterung, ihr Vorzug vor Weide, ist erwiesen, durch Beispiele bestätigt, und fast von jedem Landwirth anerkannt, der Veranlassung gehabt hat, darüber nachzudenken. Die verschiedenen Arten der Futterkräuter, die Möglichkeit und Mittel, sie fast überall zu bauen, sind bekannt, und die ganze Praxis dabey ist so einfach und kunstlos, daß die Einsichten und Fertigkeiten eines gewöhnlichen Landmannes vollkommen hinreichend sind, die Anwendung zu machen. Da dies so wahr ist, so muß man bald darauf fallen, die Ursachen der noch so wenig ausgebreiteten Allgemeinheit der Stallfütterung, anderswo, als in dem Willen des Bauern selbst zu suchen; und es ist sehr weise, daß man mit dem Zwange noch wartet, bis man überzeugt ist, daß gewöhnliche Mittel auf diesen Willen (der doch immer menschlicher Wille ist) nichts würken wollen.

So viel scheint mir einleuchtend:

Wenn die Landwirthe einer Gegend wissen, daß bey der Stallfütterung ihre Viehzucht und ihr Ackerbau gewinnt;

wenn sie in ihrer Nähe an Beispielen sehen, wie gut es gelingt, und wie es anzufangen ist, wenn es gelingen soll;

wenn keine Hindernisse von außen, physische, oder politische, sie abhalten, diese Beispiele nachzuahmen;

wenn sie Feld, Zeit und Erlaubnis haben, das, zum Ersaz der Weide und Trift, nöthige Futter zu bauen;

wenn, ausser den natürlichen vortheilhaften Folgen, ihnen auch noch positive, das Wohlgefallen und die Achtung ihrer Obrigkeit, oder wohl gar wirkliche Belohnungen dafür zu Theil werden; so müssen sie entweder schon längst aller Begriffe von Wohlstand entwöhnt sein, oder sie werden suchen, sich, durch Einführung der Stallfütterung, eine Verbesserung ihres Zustandes zu verschaffen. Die alsdenn noch zurücke bleiben, würde ich freilich als unwürdig der landesväterlichen Fürsorge erklären müssen, und die möchten denn gezwungen, oder vergessen werden; aber ihre Anzahl wird so unbedeutend sein, daß sie in der Berechnung des Ganzen für nichts gelten kann, und daß wenigstens um ihrentwillen, zumal wenn man Zeit zur Besserung giebt,

das

das System des Zwanges nicht darf vorgezogen werden.

Ich hoffe, daß diese Voraussezungen alle Mittel enthalten, wodurch die Einführung der Stallfütterung dem Landmanne kann möglich gemacht und erleichtert werden; und ich glaube desto zuverläßiger, mich darinuen nicht zu irren, weil ich finde, daß fast überall, wo auch nur der größte Theil obiger Umstände zusammen trift, die Stallfütterung schon wirklich mit Erfolg ausgeübt wird.

Noch ein Mittel ist übrig, ein sehr wirksames, das allenthalben, wo es vorhanden ist, der Stallfütterung das Dasein gegeben hat: der Mangel an Weidepläzen. Die Noth hat hier erfinderisch gemacht, und, wie bei vielen Erfindungen, die Stelle der freien Entschließung ersezt.

Ich kann aber darauf keine unmittelbare Rüksicht nehmen, weil es Zwang voraussezt, von dem die Frage der Societät weislich keinen Gebrauch gemacht wissen will.

Folgendes wären also die Mittel, die ich dem Landesherrn, den Obrigkeiten, oder auch solchen Privatpersonen, die, durch große Besizungen, und Einflüsse, einen mehr als gewöhnlich ausgebreiteten Wirkungskreis haben, zur allgemeinen

 zwang-

zwanglosen Einführung der Stallfütterung empfehlen würde: 1) Hinlänglicher Unterricht; 2) Hinwegräumung der Hindernisse; 3) Aufmunterung durch Belohnung. Alle übrigen scheinen mir unter diesen drei Hauptklassen enthalten zu sein.

Erster Abschnitt.

Hinlänglicher Unterricht.

Landwirthschaftliche Schulen für den gemeinen Bauer haben wir noch nicht, und können sie, vielleicht auch ohne großen Verlust, sobald noch nicht erwarten. Mündliche Belehrung, als Institut des Unterrichts für Erwachsene, fehlt auch, und möchte auch nicht recht in unsere übrigen Einrichtungen passen. Der Lehrer des jungen Bauern ist sein Vater, oder der Bauer, bey dem er dient; die Methode ist unmittelbare Ausübung, ohne viele vorgängige allgemeine Regeln, oder Erklärungen. Im Ganzen genommen, ist das auch recht gut; inzwischen lernt doch dabei der junge Bauer nur selten etwas neues; und es ist doch nicht zu läugnen, daß auch die einfache Kunst der Landwirthschaft ihre wissenschaftliche Seite hat; daß sie durch Vernunft- und Erfahrungswahrheiten schon viel Verbesserungen gewon-

wonnen hat, und noch mehrere gewinnen könnte, und daß hierzu die gewöhnliche Anführung für den Bauer von gewöhnlicher Thätigkeit und Fähigkeit nicht zureicht. Mit der Zeit vermehrt sich zwar auch in dem Bauerstande die Masse der Kenntnisse und Erfahrungen ohne fremdes Zuthun, durch sich selbst; aber das gehet langsam, und es ist allerdings für die Obrigkeit, und für die Stände, die dem Staate mit dem Kopfe dienen, Möglichkeit und Pflicht, dem Fortschreiten der Handarbeiter zu Hülfe zu kommen.

Vorjezo kann ich mir den mündlichen Unterricht unter keiner andern Gestalt denken, als daß in die verschiedenen Bezirke eines Landes eine hinlängliche Anzahl Männer geschikt würde, deren eigentlicher Beruf es wäre, den Bauern, bei Einführung der Stallfütterung, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Diese Männer müsten mit natürlichen Talenten, eine vollständige und reife Erfahrung, nicht nur in der Landwirthschaft überhaupt, sondern auch vorzüglich in dem Geschäfte, das sie lehren sollen, verbinden. Der Staat müßte sie bestellen und besolden; am schicklichsten wären sie vielleicht nach dem Verhältnis der Bauerhöfe, die sie auf die Stallfütterung eingerichtet hätten, zu belohnen.

Nächst diesem sind Schriften und Beispiele die gewöhnlichen Mittel, Lehre und Unterricht zu geben.

Ueber die Stallfütterung ist freilich schon viel, und viel Gutes geschrieben, und für die lesende Klasse ist dieser Gegenstand wohl genug bearbeitet. Aber nicht alles, was geschrieben ist, ist auch für den Bauer geschrieben; und noch weniger kann alles das, was auch für ihn gedruckt ist, von ihm gelesen werden. Der Bauer, wie bekannt, liest wenig, und hat im Grunde nicht viel Achtung für die Bücherweisheit. Eine Unwahrheit, eine Sache, die er besser weis, eine unmögliche Forderung, oder übertriebene Anpreisung und Berechnung dieser und jener Vortheile, der seine eigene Erfahrung widerspricht (und das ist zum Unglück oft der Fall bei ökonomischen Schriftstellern) macht ihn gegen das ganze Buch, gegen den Verfasser, und gegen den Nuzen der Bücher überhaupt mistrauisch. Bücher für ihn, müssen in gewissem Verstande ohne Mängel sein. Das Irrige vom Wahren absondern, die Anwendung nach veränderten Umständen abändern, allgemeine Wahrheiten ausziehen, sich eigen machen, und sie in besondere praktische Wahrheiten verwandeln: das kann der Bauer nicht, und darzu gehört mehr Uebung im Denken, als seines Berufs ist. Er siehet Schriftsteller, die von einer Handthierung schreiben, die sie doch nicht treiben, gerade mit der Gleichgültigkeit und Kälte an, mit welcher (aber unverzeihlicher) die größere Menge studirter Geschäftsmänner gewöhnlich alles, was zur Ehre und

Aufklä-

Aufklärung der Menschheit geschrieben wird, ungelesen und unbeherzigt lassen.

Wenn nun aber gleich der Bauer weder Lektüre noch Literatur braucht: so müßte denn doch für die, die unter ihnen lesen können und wollen, gesorgt sein, und man könnte bei diesen den Unterricht durch Schriften gewiß mit Erfolg anwenden. Ein Paar Blätter über die Stallfütterung, die auch nur ein Paar Dreyer kosten dürften, deutlich, aber nicht im „Volkstone", und ohne alle literarische, oder typographische Prätention, verfaßt und gedruckt, den Kalendern angehängt, oder einzeln ausgetheilt,) denn aus Systemen und Monatsschriften kann sie der Landmann nicht heraussuchen,) würden nicht ohne Wirkung sein. Der Verfasser müßte aber durchaus die Stallfütterung aus eigener Erfahrung kennen, und sie selbst eingeführt haben. Die Schrift müßte ganz lokal und individuel für die Gegend sein, wo sie soll gelesen werden; daher müßte für jede Gegend, für die sandige, für die wiesenreiche, für das fette schwere Land, für die Holzdörfer, u. s. w. besonders geschrieben werden. Jeder Aufsaz müßte, wo möglich, ein paar Beispiele anführen und beschreiben, die in der Gegend selbst gelungen sind, und den Vorschriften zur Bestätigung dienen könnten.

Ich denke mir den Plan einer solchen Schrift folgender Gestalt: Erst würde die Wirthschaft, und

und zwar eines nicht allzustarken Bauerguths von höchstens drey bis vier Hufen, nach der gewöhnlichen Einrichtung beschrieben, aller Aufwand an Dünger, Bestellungskosten, Gesinde ꝛc. die Anzahl des Viehstandes, die Nuzung davon, der Ertrag der Erndte an Stroh und Körnern, die dazu nöthigen Hände und Zeit, aufs allergenaueste dargelegt, so daß kein Bauer etwas darwider einwenden könnte. **Zweitens** würde eben dieses Guth, nach der empfohlnen neuen Wirthschaft der Stallfütterung, ebenfalls ganz genau und gewissenhaft angeschlagen, und dabei ja nichts übertrieben, keine Arbeit, keine Ausgabe verschwiegen, kein Ertrag vergrößert, keine Wunder versprochen. Zur Bestätigung müßte ein Beispiel können angeführt werden, das jeder Bauer sehen und prüfen könnte. **Drittens** zeigte man dem Bauer die Mittel und Verfahrungsart, wodurch die alte Wirthschaft in die neue einträglichere umgeschaffen worden; dabei müßte man ihm denn mit voller Wahrheit ins Gesicht sagen können, daß er alle diese Mittel in seiner Gewalt habe. — Unter allen Arten der Einkleidung scheint mir die ganz plane didaktische die vorzüglichste.

Ich kenne verschiedene zum unmittelbaren Unterricht des Landmannes in der Stallfütterung bestimmte Schriften; aber ich führe keine an, theils weil ich mir nicht anmaße, über ihren

Werth,

Werth, der bei einigen nicht klein ist, zu entscheiden; theils weil es mir doch scheint, als ob ich noch in keiner alle Eigenschaften beisammen gefunden hätte, die sie haben müßte, um besonders dem gemeinen Bauer ganz brauchbar zu sein *).

Schon beim schriftlichen Unterricht habe ich der Beispiele nicht entbehren können, und von diesen erwarte ich allerdings eine vorzügliche Wirkung. Nicht allein weil dieser sinnliche Unterricht von den Bauern leichter begriffen wird, sondern auch hauptsächlich um deswillen, weil alle Lehre unkräftig wird, wenn der, der sie giebt, nicht selbst sie befolgt. Was soll der Bauer denken, wenn landesherrliche Mandate ihm ohne Unterlaß die Aufhebung der Gemeinde-Hut und Trift, und die Einführung der Stallfütterung, als

*) Seit den drei Jahren, da dies geschrieben ist, hat sich die Anzahl dieser Art Schriften noch vermehret. Unter des Herrn geh. Rath von Schubart Schriften, sind solche Aufsätze, die, was Wahrheit der Sache und Faßlichkeit des Vortrags betrifft, alle Erwartung erfüllen. Dabei hat der Verfasser uneigennützig für ihre Verbreitung gesorgt; sie werden daher auch häufig und gerne gelesen, verstanden, und angewendet, soweit Hindernisse, wider die freilich der Schriftsteller kein Mittel hat, die Anwendung erlauben.

als so sehr vortheilhaft anpreisen, und doch die landesherrlichen Güter, auch selbst wenn sie auf Administration stehen, nach wie vor fortfahren, das Vieh auf seine Aecker und Wiesen in die Weide zu treiben? Was anders, als daß man der Sache noch nicht recht gewiß sei, und erst auf Anderer Kosten Versuche machen wolle? Sobald Landesherren und Obrigkeiten die Stallfütterung empfehlen, erwarte ich daher, daß sie vorangehen. Ohnehin können sie den Vorschuß, der noch hie und da, wenn wüste Anger und Weidepläze urbar gemacht, schlechte Wiesen verbessert werden müssen, nöthig ist, leichter bestreiten, als der Bauer, der selten Vermögen hat, und seine dürftige Einnahme, gesezt auch, daß er sie dadurch verdoppeln könnte, keinen Monath missen kann, wenn er nicht diesen Monath Hunger oder Exekution will. Man erlaube also den Kammern, die herrschaftlichen Güter und Vorwerke, blos unter ausbedungener Stallfütterung, mit Untersagung der Hutweide, zu verpachten, und in dieser Absicht nicht gerade den Meistbietenden, sondern einen solchen Mann zum Pachter zu wählen, der Einsicht und Gelehrigkeit genug hat, um eine neue Einrichtung in Gang zu bringen; man lasse auf den Gütern, welche administriret werden, die Stallfütterung aufs strengste beobachten. Ein vermindertes Pachtgeld, ein Fallen der Administrationsrechnung wird vielleicht Anfangs die Folge sein, aber gewiß nicht

lange,

lange, wenn die Einrichtung gut überdacht, und die Aufsicht vernünftig und pflichtmäßig ist. Ich wünschte dergleichen Veranstaltungen einem einzelnen Manne anvertraut zu sehen, dessen Einsicht und Rechtschaffenheit man genug kennte, um ihm freiere Hände zu lassen, als diejenigen Subalternen gewöhnlich haben, die unter immerwährender Anordnung der Kollegien arbeiten, und über jedes Detail erst anfragen und Befehl erwarten sollen.

Leichter noch, als dem Landesherrn, würde es Privatpersonen (Besizern großer Güter) werden, von jeder wirthschaftlichen Verbesserung, also auch von der Stallfütterung, Beispiele zu geben. Man weis den großen Unterschied zwischen dem Erfolg einer unmittelbaren Veranstaltung und Aufsicht des Eigenthümers, und der schlaffen Wirkung schriftlicher Befehle, die erst durch die dritte oder vierte Hand ausgeführet werden. **Des Herrn Auge macht das Vieh satt:** ist irgendwo ein Sprüchwort. Keine Diener-Treue, und wäre sie auch die seltenste, ersezt die Mühe, den Fleiß, die oft leidenschaftliche Anstrengung, womit ein Besizer für sein Eigenthum sorgt, Schwierigkeiten zu überwinden, und oft das lange als unmöglich verschrieene, möglich zu machen weis. Ueber dem öftern Berichterstatten und Befehleinholen vergeht der entscheidende Augenblick, und ermüdet

die

die Gedult des Dieners. Man thut mit doppeltem Eifer, was man sich selbst auflegt, und aus eigenem Triebe und für eigne Rechnung ausführet. Aber wie mancher weise und wohlthätige Gedanke, den die reinste Unterthanenliebe dem Landesherrn eingab, verliert auf dem langen Wege durch alle Instanzen herab, aus einem Reskript in das andere, so viel, oder erhält so viel Zusäze, daß die Absicht in den Veranstaltungen des untersten Amts- oder Stadtdieners, aus dessen Händen endlich die unmittelbare Ausführung — ex officio — kommen soll, kaum noch kenntlich ist. Manche dieser Fehler sind Mißbräuche, die abgestellt werden könnten; manche sind aber auch unvermeidliches Schicksal aller kollegialischen Verhandlungen. Diesem Schicksale würde auch die Einführung der Stallfütterung nicht entgehen; aber wenn nur in jeder Provinz einige patriotische Ritterguthsbesizer sie auf ihren Gütern entschlossen durchsezten, und dabei menschenfreundlich genug dächten, ihren Unterthanen mit Rath, Aufmunterung, und etwa mit Sämereien der Futterkräuter an die Hand zu gehen: so würden sie das leichter und wohlfeiler können, als der Landesherr, und die Folgen müßten sich bald zeigen. Ich hoffe, diese Erwartung ist in Sachsen, wo die Landwirthschaft, auch bei vielen von dem Adel, in Achtung stehet, und mit Liebe und Nachdenken betrieben

wird

wird, nicht überspannt; auch wird sie schon durch manche Beispiele gerechtfertiget.

Eine Erinnerung wird hier an ihrer Stelle sein. Man hüte sich sorgfältig, Versuche mit der Stallfütterung zu machen, oder anzurathen, in Gegenden, wo sie noch mislingen können. Denn nicht überall ist noch zur Zeit die Stallfütterung — ich will nicht sagen, möglich, aber doch nicht überall vortheilhaft. Zum Exempel, in Gegenden die noch schwach bevölkert, oder zur ersten Arbeit bei Fabriken gewöhnt sind *); die große und gute Weiden haben, welche, wegen öfterer Ueberschwemmungen, gebirgiger Lage 2c. nicht leicht anders genuzt werden können; wo viele Hutungen in den Hölzern sind, Gerechtigkeiten, die man nicht so gerade zu einziehen, und nicht so leicht austauschen kann. Man hat genug gethan, und genug zu thun, wenn man die Stallfütterung vorerst nur da begünstigt, oder veranlaßt, wo Lage und Boden dazu geschikt, die

*) Ich bin jezt nicht mehr ganz dieser Meinung. Stallfütterung ist zwar gewöhnlich die Folge einer starken Bevölkerung, aber sie kann auch ihre Ursache werden; und Fabriken sollten keine Hände beschäftigen, die noch bei der Landwirthschaft unentbehrlich sind. Man könnte die Stallfütterung und ihre Anstalten selbst, in gewisser Art eine fabrikmäsige Betreibung der Landwirthschaft nennen.

die Natur willig, und die Umstände reif dazu sind. Es giebt Dörfer, wo sich dies alles so vereinigt findet, daß man nur den Einfall haben, nur voran gehen darf, um in wenig Jahren alle Bewohner zu Nachfolgern zu haben. Hingegen thut ein mislungener Versuch weit mehr Schaden, als etwa das Mislingen und die verlohrnen Kosten an sich wären. Er macht die Einsichten der Obrigkeit verdächtig; er ist der Triumph der Opposition; er giebt den bestgemeinten Absichten den Schein unreifer Projektmacherei, und wirkt auch bis auf die Orte, wo die Ursachen, an welchen die Probe scheiterte, nicht vorhanden sind. Vergeblich ist es, daß man alsdann diese Ursachen erläutert, zeigt, warum es dort nicht gelingen konnte, aber doch hier gelingen würde. (Wiewohl man auch mit Bauern nicht immer so viel Umstände macht) Das Zutrauen ist einmal verlohren, und das ist allenthalben leichter zu gewinnen, als wieder zu gewinnen. Irrig und unrecht sind freilich solche Schlüsse und Folgerungen, aber sie sind nun einmal die Gewohnheit, nicht des Bauern allein, sondern des Menschen überhaupt; daher ist es denn Pflicht des bessern Menschen, der sich zum Rathgeber und Wohlthäter seiner kurzsichtigern Brüder berufen fühlt, dieser Schwäche zu schonen.

Ich komme noch einmal auf die Beispiele zurück. Vielleicht würden sie, außer dem Reiz des

deutlicher erkannten Vortheils, auch noch durch den sehr allgemeinen Trieb der Nachahmung wirken; vielleicht würde selbst der Ehrgeiz etwas thun, wenn ich gleich diese Triebfeder in dem Stande, von dem die Frage ist, für die schwächste halten muß; nicht als wenn sie abgenuzt wäre, sondern weil sie zu wenig benuzt wird.

Zweiter Abschnitt.

Hinwegräumung der Hindernisse.

Die Stallfütterung ist eine von den Veranstaltungen, zu welchen vorzüglich ein starker Anwuchs der Bevölkerung veranlast. Durch sie gewinnt man Raum für die Menschen, und doch nicht auf Kosten des Viehes, welches der Mensch auch nicht gerne missen möchte. In den Stand der Natur gehört sie nicht zu Hause, sondern sie sezt eine schon sehr weit vorgerückte, bald vollendete Kultur voraus. Die Perioden der Ichtyophagen, des Jägerstandes, des Hirtenlebens müssen schon längst vorüber sein; das Volk muß im ganzen Verstande ein ackerbautreibendes Volk, und jene Produktionsarten müssen dieser, dem Ackerbau, völlig subordinirt sein. Die Bevölkerung muß schon den Grad erreicht haben, daß die Vertheilung verschiedener Arbeiten unter ver-

schiedene Stände und Personen, in einem beträchtlichen Verhältnisse erfolgt ist, und besonders die städtischen Gewerbe von den Beschäftigungen des Landmannes sich gehörig abgesondert haben. Das Eigenthum muß bestimmt, und die Benuzung nicht unter mehrere Personen, außer dem Grundbesizer, vertheilt sein. Die Besizungen müssen nicht so groß sein, daß auch eine unvollständige Benuzung die Bedürfnisse des Besizers befriedigte: oder die Besizer müssen, außer dem Nothwendigen, noch Bedürfnisse kennen, und darnach lüstern sein; welches nicht ausbleibt, wenn sie nur wissen, daß sie die durch Anwendung mehrerer Arbeit hervorgebrachte Genießungen auch für sich erwerben. Auch die Bedürfnisse des Staats, und die Mittel dazu, die Abgaben müssen bestimmt und genau gekannt sein, und in allen Theilen der Staatswirthschaft, besonders in der Landwirthschaft, muß Licht, Regelmäßigkeit und Ordnung herrschen. — Wo die Sachen so stehen, da ist es nicht zu frühe, von der Stallfütterung zu reden.

Vielleicht scheint die Erwähnung dieser Erforderniße überflüßig, da es ausgemacht ist, daß die meisten deutschen Staaten, besonders Sachsen, sich würklich auf der Stufe der Kultur befinden, die ich hier voraussetze. Allein ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade die hauptsächlichsten Hindernisse, welche der Verbesserung der Land-

Landwirthschaft durch die Stallfütterung noch entgegen stehen, daher rühren, daß aus jenen frühern Epochen, besonders aus den Zeiten des noch unbestimmteren und ungetheilten Eigenthums, Reste von Einrichtungen, Verfassungen und Gewohnheiten sich erhalten haben, die mit den Forderungen der jezigen Kultur durchaus unverträglich sind, und ihrem Fortschreiten beständig Fesseln anlegen. Jede Aufklärung, wenn sie nüzen soll, verlangt, daß alle Kräfte, so viel möglich, in gleichem Verhältnisse erhöhet werden, sonst entstehen Misbräuche, Widersprüche, und das Gleichgewicht gehet verlohren. Das ganze Kunstwerk stockt, wenn auch nur der Zahn eines Rades gehemmt ist.

In der Geschichte der Landwirthschaft kennt man schon lange die **Gemeinheiten**, **Hut- und Triftgerechtigkeiten**, **Frohndienste** und **Wildbahnen**, als eingewurzelte Hindernisse, die manches Gute vereiteln, und dies ist denn auch unstreitig ihre Wirkung, in Ansehung der Stallfütterung.

Die **Gemeinheiten**, Besitzungen, welche ganzen Bürgerschaften oder Dorfkommunen ungetheilt angehören, sind ein Ueberbleibsel aus Zeiten, wo man den Werth der Ländereien nicht so zu schäzen wußte. Es kann sein, daß es Besitzthümer giebt, welche sich schiklicher von ganzen

Kommunen, als von Einzelnen verwalten lassen; aber dahin gehören Ländereien gewiß nicht, und es ist überhaupt eine eingestandene Wahrheit, daß im Ganzen genommen jede öffentliche Verwaltung nachläßiger geführt wird, als die Wirthschaft eines Privatmannes. Nahe bei dem Orte meines Aufenthaltes ist, längst einem Teiche, eine Strecke Landes von mehr als sechzig Ackern, von mittelmäßiger Güte. Ein Stück davon, von etwa zwölf Ackern, hat einen betriebsamen Mann zum Herrn; das übrige gehört der Kommun. Jenes ist im Anfange des vollkommensten Anbaues; es ist durchaus mit Obstbäumen angepflanzt; trägt Getreide, Küchengewächse, Futter, Gräserei, sogar Holz. Es ernährt schon jezt einen Tagelöhner mit seiner Familie, hat die gewöhnliche Abgaben, und wirft doch noch einen nicht unbeträchtlichen Ueberschuß für den Besizer ab, der in wenigen Jahren, wenn die Obstbäume völlig tragbar werden, ganz ansehnlich sein muß. Dieses ist ein öder dürrer Fleck, dessen Anblick durch die rings umher verbreitete Fruchtbarkeit noch unerträglicher wird, auf dem fast gar nichts wächst, der keine Abgaben trägt, und zu nichts genuzt wird, außer daß ihn jährlich die Schaafe einige Tage betreiben, und hungrig wieder verlassen. Nie habe ich di: Wirkung der Gemeinheit und des Eigenthums in auffallenderm Kontraste neben einander gesehen; aber ähnliche Beispiele finden sich

noch

noch allenthalben. Fast jedes Dorf hat eine Gemeinde-Trift, Weideplaz oder Anger; oft haben mehrere Dörfer Rittergüther und Unterthanen zugleich, Antheil daran, je mehr Herren, desto schlimmer. Meistens ist der Plaz im Verhältniß des Viehes aller Art, die Gänse nicht ausgeschlossen, das sich darauf nähren soll, zu klein, wenn er auch die fruchtbarste Lage hätte, als daß das Weidevieh darauf ein hinreichendes Futter finden könnte. Allein so lange der Bauer das Recht hat, sein Vieh auszutreiben, wird er sich dessen ohne Ersaz nicht begeben, wenn er auch gleich den unbedeutenden Werth dieses Rechts einsähe. Man denke also vor allen Dingen darauf, die Gemeinheiten, besonders Gemeindetriften, zu theilen. Ein Geschäfte, das allerdings seine großen Schwierigkeiten hat, die aber nicht unübersteiglich sind, wenn die Ausführung einem Manne anvertraut wird, der die ganze Theorie davon (welche besonders von Brandenburgischen Schriftstellern sehr gut und vollständig bearbeitet worden) inne hat, und der auch mit Bauern umzugehen, und ihr Zutrauen zu gewinnen weiß. Mittelst dieser Theilung ist schon ein großer Schritt zur Stallfütterung geschehen. Der Bauer wird nicht leicht das ihm zu Theil gewordene Stück noch ferner als Weide benutzen; aber am natürlichsten, zumal da ihm nun die Weide fehlt, wird er darauf fallen, Futterkräuter darauf zu erbauen. Ich hoffe, man

wird auch bei diesem Geschäfte aller Gewaltthätigkeit überhoben sein können; man mache nur den Anfang bei denen Dörfern, wo die Gemeindetriften am wenigsten nuzbar, und mithin die Gemeinden am geneigtesten sind sie zu missen.

Ich komme nun auf die **Hut- und Triftgerechtigkeiten.** In den Zeiten, wo man als ausgemacht annahm, daß jeder Acker, nach etlichen Jahren Nuzung, wieder ein oder mehrere Jahre Ruhe nöthig habe, um zur Getreidebestellung tauglich zu werden, mußte es dem einzelnen Reichen leicht werden, von den vielen Besizern kleiner Güter die Vergünstigung zu erhalten, daß er, während der Jahre des Braacheliegens, sein Vieh auf ihre Felder treiben durfte. An den Vorbehalt: wenn wir unsere Felder nicht selbst bestellen, dachte niemand: denn man hielt, wie gesagt, diesen Fall nicht für möglich. Und so ist dann die äußerst lästige, den Wohlstand des kleinern Landmannes immer und ewig niederdrückende Gewohnheit entstanden, daß ein benachbarter Besizer eines großen Gutes mir verbieten darf, meinen kleinen Acker, der mein Eigenthum ist, der jedes Jahr seine Abgaben tragen muß, von dem ich jedes Jahr leben soll, so vollständig zu nutzen, als meine Bedürfnisse es fordern, und Himmel und Erde es erlauben, blos damit jener sein Vieh durch die Weide bequemer unterhalten könne. Vergeblich beweiset der Staats-

wirth,

wirth, daß die Nuzung des Triftherrn nur zehne ist, wenn die des Grundherrn wohl hundert sein könnte; daß also die Masse der Produkte eines Staats neunzig verlöhre, die niemand gewönne. Vergeblich stellt der Bauer vor, daß er die Nuzung seines Eigenthums nur alsdenn unentgeldlich einem andern überlassen könne, wenn er es selbst nicht brauche; daß sich ein anderer Verstand der Triftgerechtigkeiten nicht denken lasse; daß jezt seine Abgaben viel größer, und sein Feld, weil sich die Menschenmenge gemehrt habe, kleiner geworden sei. Vergeblich! Jeder Bauer, der auf seiner Braache, dem einzigen Felde, das er missen kann, Fütterung bauet, siehet es von dem Viehe seines Triftherrn abgeweidet, oder (um dem Rechte nichts zu vergeben) verwüstet, fällt in einen Proceß, den er verliert, und sein Bischen Vermögen dazu. Auf seinen Wiesen weidet fremdes Vieh bis Alt-Walpurgis, und das ist in den meisten Jahren, bei zeitiger Frühlingswitterung lange genug, um die halbe Heuerndte zu vernichten.

Die Möglichkeit, die Braache allgemein abzuschaffen, will zwar dem Bauer noch nicht recht einleuchten: allein sie ist ihm doch nicht unbekannt; ein Beweis ist der Werth, den er auf die Aeker sezt, die Gartenrecht haben. Viele sehen ein, daß man das Feld jährlich, ohne Ruhe bestellen könne; nur muß man ihm nicht abstreiten

 wollen,

wollen, daß auch Ruhe den Dünger ersezen könne. Er siehet dies täglich vor Augen, und es ist physisch wahr. Hätte er volle Freiheit, so würde er gewiß nach und nach die Braache vermindern; freilich würde er mit den fruchtbarsten und zunächst am Dorfe gelegenen Aeckern anfangen; aber die Reihe würde an die schlechtern und entferntern auch kommen.

Wenn die Stallfütterung nicht zugleich mit Abschaffung der Braache verbunden wird: so ist ihr Vortheil nicht groß; denn eigentlich sollte sie nur das Mittel zur vollständigsten Benuzung der Felder sein, die, ohne eine verhältnißmäßig verstärkte Viehzucht nicht Statt haben kann. Viele Dörfer hiesiger Gegend, füttern ihr Vieh blos in den Ställen, weil sie keine Weide haben; aber sie sind durch Hutungsservituten, zur Braache genöthiget und gewöhnt, und wenden also nur etwas weniges von ihren Getreidefeldern zum Futterbau an; daher findet man gewöhnlich, auf 30 bis 40. Dresdner Scheffel Aussaat, kaum fünf bis sechs Stück Rindvieh. Dies ist viel zu wenig, um hinlänglichen Dünger zu geben; das Feld bleibt mager, das Vieh noch magerer; eins würkt auf das andere, und die Landwirthschaft bleibt immer in einem dürftigen kränklichenden Zustand, bei welchem der Bauer höchstens vor dem Hunger, aber nicht vor der tiefsten drückenden Armuth geschüzt ist.

Wie

Wie ist aber hier zu helfen? Die Hut- und Triftgerechtigkeiten, auf der einen Seite von Billigkeit und Menschenverstand verdammt, haben eine andere Seite, von der sie geschüzt und unverlezbar sind, und es vor der Hand allerdings sein müssen, so lange es noch nicht ausgemacht ist, ob despotisches Durchgreifen, auch bei der besten Absicht, zu entschuldigen und zu wünschen sei. Diese Gerechtigkeiten sind Privateigenthum geworden; sie sind in den Händen der jezigen Besizer durch Verträge, Kauf, Erbschaft, kurz, durch keine andere Titel, als die wodurch jedes andere Eigenthum gesichert ist. Die heiligsten Bande der bürgerlichen Gesellschaft, die selbst kein Eroberer zu verlezen wagt, haben auch diese Verhältnisse geknüpft. So viel fehlerhaftes und nichtiges, bei ihrem Entstehen, zum Grunde liegen mag: (meistens der Fall, bei aufgehäuften Reichthümern) so darf doch nur der nicht darum gestraft werden, der diese Gerechtigkeiten, unter Gewähr des Staats und öffentlicher Treue und Glaubens, durch erlaubte Erwerbungsmittel an sich gebracht hat. Sicherheit des Privateigenthums ist in einem Staate freier Bürger eben so gut suprema lex, als salus publica. Wer wird nouas tabulas wünschen? Selbst der müßte es nicht, der heute dabei gewönne, weil er wagt, morgen wieder alles dabei zu verlieren, und weil es wahrscheinlicher ist, daß eine Regierung, die sich an solche gewaltsame Mittel gewöhnt, eher zehnmal einen verderb-

derblichen eigennüzigen Gebrauch davon machen werde, als einmal einen zum gemeinen Besten.

Die Frage, was hierbei einem Regenten angerathen werden könne, ist für den, der auf Rechte des Landesherrn und auf Rechte des Bürgers gleiche Rücksicht nimmt, von der äußersten Wichtigkeit. Sie ist zu verwickelt und weitläuftig, um nur beiläufig erörtert zu werden; sie verdient eine eigene Abhandlung und Untersuchung. Auf die Einziehung der Hut- und Triftgerechtigkeiten angewendet, dürfte man doch, dächte ich, so viel kühn behaupten:

1) Keine Hut- und Triftgerechtigkeit muß respectirt werden, wenn sie nicht auf das strengste erwiesen ist, und in keiner andern Mase der Ausübung, als welche hergebracht. Wider die natürliche Freiheit in einem so wesentlichen Punkte muß keine Präsumtion etwas wirken können.

2) Wenn der Triftherr den Nuzen, den er von der Trift hat, (und der sehr zuverläßig berechnet werden kann,) durch Aequivalent an Geld, oder auf eine andere der Landwirthschaft weniger nachtheilige Art, von dem Grundherrn ersezt bekommt: so kann jener, mit allem Rechte, (wenn irgend etwas Recht ist,) angehalten werden, seine Triftgerechtigkeit abzutreten: Hätte unsere Jurisprudenz hier eine Lücke, so käme es dem Gesezgeber zu, sie auszufüllen. Bei der Berechnung des Nuzens von der Trift, wird es erlaubt sein, gehörige Schranken zu sezen, übertriebenen Ansäzen

säzen zu begegnen, und besonders auf keine zweite Nuzung der unmittelbaren Nuzung, auf keine Behauptung von angeblichem Einflusse auf die übrige Wirthschaft des Praedii dominantis Rücksicht zu nehmen. Die Nothwendigkeit der Trift zur Schaafzucht wird eine der ersten und stärksten Einwendungen sein; man beantworte sie mit der bereits erwiesenen, und in England, dem Muster aller Schäfereianstalten, durch allgemeine Gewohnheit bestätigten Möglichkeit, Schaafe ohne Trift zu halten. Vielleicht würde dadurch diese Einrichtung auch bei uns üblich, und dann wäre dies ein Vortheil mehr von der Abschaffung der Triftgerechtigkeiten. Ohnehin wird die Stallfütterung der Schaafe im Großen, nicht leicht von jemand andern, als von vermögenden Besizern größerer Güther, versucht und möglich gemacht werden können.

3) Billig wäre es im höchsten Grade, daß auch da, wo sich die ganze Triftgerechtigkeit noch nicht heben lies, dem Bauer doch wenigstens ein Theil, etwa zwei Acker von jeder Hufe, zum Futterbau einstweilen eingeräumt würde. Man könnte die Lage so wählen, daß die zur Trift übrig bleibende Flur dadurch nicht unterbrochen würde. Die Triftherren würden dabei nicht viel verlieren, und so ein kleines Opfer möchten die Reichern den Aermern wohl schuldig sein. Welch ein Ruhm, wenn sie es freiwillig brächten! — Wenn der Bauer, bei dem kleinen Anfange, (und auf die Sömmerung der ganzen Braache kann er

sich

sich ohnehin nicht sogleich einlassen,) seinen Vortheil sähe, so würde er desto geneigter werden, für die Abtretung der ganzen Triftgerechtigkeit, eine annehmliche Entschädigung zu bieten.

4) Die Triftgerechtigkeiten werden dem Bauer unter keiner andern Bedingung erlassen, als daß er selbst die Braache zum Getreide- oder Futterbau anwende, und seinen Viehstand vermehre. Durchaus wird ihm nicht gestattet, selbst Trift und Weide daraus zu machen. Dies ist kein Zwang; es ist nur eine Bedingung, unter der es ihm frei stehet, eine landesherrliche Gnade und Unterstüzung sich zuzueignen.

Wenn ich auch durch diese Vorschläge noch einigen Eingrif in die Eigenthumsgerechtsame zu begünstigen scheine: so gestehe ich gerne, daß ich nicht einsehe, wie man ganz ohne einen solchen Schritt fertig werden will. Zu sehr ist schon längst alles Verhältniß und Gleichgewicht zwischen den beiden Klassen der Staatsunterthanen, von denen hier die Rede ist, zerrüttet. Zu tief ist die eine Waagschaale gesunken; es ist Zeit wieder etwas Gewicht in die andere zu legen. Es ist kein Misbrauch, der sich nicht mit Besitz und Verfassung schüzte; soll er darum ewig ungestört bleiben? — Ich würde dennoch diese Vorschläge nicht gewagt haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß auch die Triftherren, dadurch, daß der Verlust der Trift sie auch selbst zur Stallfütterung, und überhaupt zu einer reflektirtern Landwirthschaft veranlaßt, wieder dabei gewinnen, und noch überdies

durch

durch den erhöheten Wohlstand des Landmannes, dessen Früchte sich am schnellsten auf alle übrige Stände verbreiten, und der allein die Vorzüge und das Angenehme der höhern Stände sichern kann, mehr als bis zur Entschädigung belohnt werden.

Daß die Regierung, welche zwischen Triftherren und Unterthanen vermitteln will, nicht selbst zurücke bleibe, sondern ihres Orts, in Ansehung der Landesherrlichen Güther, wenigstens eben so viel thue und nachgebe, als sie den Triftherren anmuthet, weil sie sonst die Vorwürfe, die man leicht voraussiehet, verdiente: dies sollte sich zwar von selbst verstehen, und keiner Erinnerung bedürfen; allein die Versuchung auf fremde Kosten patriotisch und freigebig zu sein, ist, wie man hier und da in unserer Nachbarschaft siehet, zu groß, als daß man nicht ausdrücklich dafür warnen sollte. Also bitte man vor allen Dingen den Landesherrn, sich der Triftgerechtigkeiten seiner Domänen, sobald davon die Stallfütterung der Unterthanen abhängt, mit der Großmuth und Gnade, die der Würde eines Landesvaters ziemt, zu begeben. Wenn er auch das, was er dabei einbüßt, nicht selbst wieder gewönne, so gewinnen es doch seine Unterthanen, und auch deren Reichthum ist der Seinige.

Ich kenne zwei einander benachbarte Güther eines und desselben Landesherrn, die aber unter verschiedenen Kammern stehen. Das eine glaubt die Triftgerechtigkeit auf den Feldern des andern zu haben; der Pachter des leztern, ein aufmerksamer Wirth, glaubt die Braache benuzen zu dürfen, und

söm-

sömmert; jener hütet sie weg, und nun liegen beide im Processe, jeder unter der Aßistenz seines verpachtenden Collegii. — Anmerkungen hierzu machen sich von selbst, aber solche Beispiele sollten nicht mehr vorkommen, zumahl in einem solchen Lande, wo sie mit der Gesinnung des Landesherrn und dem Geiste seiner Regierung ganz heterogen sind. —

Die Stallfütterung, der damit verbundene Anbau der Futterkräuter, und die individuelle Benuzung der ehemahligen Gemeinheiten und Braache, vermehrt die Beschäftigungen des Landmannes, und man wird die mehrere Zeit, oder Hände, die ihm dadurch nöthig werden, immer auf ein Drittel, wenigstens auf ein Viertel gegen seine bisherigen Arbeiten, die ihm schon vollauf zu thun geben, rechnen können. Mehr Hände wüßte ich dem Bauernstande nicht zu verschaffen: denn dieser Stand rekrutirt sich nicht aus andern. Die Bevölkerung liefert zwar jährlich einen kleinen Ueberschuß an Menschen; allein bisher haben sich die stehenden Armeen immer in noch stärkerm Verhältnisse vermehrt, und so gehet diese Hülfsquelle für den Landbau meist verloren. Durch Maschienenwerk die landwirthschaftlichen Arbeiten abzukürzen, möchte wohl nun nicht viel weiter getrieben werden können. Ich sehe also nur noch ein Mittel, dem Bauer mehrere Zeit zu geben, und das ist die Abschaffung der Frohndienste.

Frohndienste, oder vielmehr das Recht, solche zu fodern, sind theils Befugniß des Landesherrn, theils Eigenthum von Privatpersonen.

Beide Arten haben das Uebel, welches alle andere Betrachtungen überwiegt, daß mehr Zeit dabei verschwendet wird, als zu der Arbeit, wozu der Staat und Privatmann die Dienste braucht, nöthig wäre. Der Diensther sowohl, als der Dienstbauer, haben an dieser Verschwendung Schuld; jener macht sich weniger Gewissen, die Zeit und Arbeit, die dem Bauer nichts kostet, unnüz und unüberlegt anzuwenden; und dieser ist träge bei der Frohne, wie man es bei unbelohnter Arbeit immer ist; gemessene Dienste haben diesen Nachtheil nicht so stark: aber meistens auf Kosten der Güte der Arbeit.

Bei Abschaffung der Frohndienste, welche Privatpersonen zustehen, gilt wieder alles das, was ich oben von der Kollision zwischen Eigenthum und Forderungen des gemeinen Besten gesagt habe. Nur sind hier die Schwierigkeiten desto größer, je mehr Werth noch überall die Dienste in den Augen des Dienstherrn haben. Die Gesichtspuncte, aus welchen diese Dinge betrachtet werden, sind gar zu verschieden, als daß man sobald eine Vereinigung hoffen dürfte. Der Bauer fühlt seine Last; aber fast glaubt er, es müsse so sein; seine Klagen werden selten laut: denn er ist weder Redner noch Schriftsteller. Der Kosmopolit (wenn er nicht selbst ein Ritterguth hat — wirft man ihm vor) seufzt über das Loos des Fröhners, der nichts hat, um sich zu nähren, als die Arbeit seiner Hände, und doch diese Arbeit umsonst hingeben soll. Aber der

Mann mit Rittergüthern, spricht mit Entzücken von den glückseligen Gegenden, wo die Unterthanen alle Tage zu Hofe arbeiten, und alle Abende zur Fröhne spinnen müssen — Auf Gegenden, wo die Sachen so stehen, kann ich also keine Rücksicht nehmen; sie sind noch nicht reif zu diesem lezten Schritt der landwirthschaftlichen Kultur. Man verschone an solchen Orten den Bauer mit Aufmunterungen, sie erinnern ihn nur an sein Elend, und geben ihm doch kein Vermögen, sich heraus zu winden. Vielleicht ist es künftigen bessern Zeiten vorbehalten, die Mittel zu entdecken, wie Jedem das Seine könne gegeben werden, ohne Jemanden das Seine zu nehmen; wie die Rechte der Menschheit hergestellt werden können, ohne Revolution, und ohne die Gerechtigkeit zu beleidigen.

Zuversichtlicher wende ich mich an den Landesherrn: denn bei ihm kan Eigennuz kein Hindernis machen, und er ist sicherer als der Privatherr, daß die Kräfte, die der Unterthan durch die Erlassung der Frohndienste gewinnt, ihm, dem Landesherrn, jederzeit wieder zu Diensten stehen. Mithin kan ich auch eher darauf rechnen, daß er, wenn bei der Verwandlung der Frohndienste zum Anfange eingebüßt werden muß, diesen Verlust über sich ergehen zu lassen, und den Unterthanen damit ein Geschenk zu machen geneigt sein werde: alles in Rücksicht, daß es Sein Land ist, dem er schenkt. Was der Etat verliert, gewinnt der Staat wieder.

Landesherrliche Frohndienste werden als Bedürfnisse des Staats behandelt; sie sind also eine Art von Abgaben, und dies ist der schicklichste Gesichtspunkt, aus dem sie betrachtet werden können. Abgaben sollen, so viel möglich, genau gekannt und bestimmt sein; aber diese Eigenschaft fehlt den Frohnen. Der Bauer weis nicht wie viel, und wenn er frohnen soll; er ist nicht mehr Herr seiner Zeit; er muß jede Stunde gewärtig sein zur Frohne verschrieben zu werden, und seine eigene Arbeit zu unterbrechen; wie viel Zeit gehet nicht da verloren! — Doch ich enthalte mich, alles Nachtheilige der Frohndienste hier anzuführen. Es ist darüber, und über die Mittel, sie in Geldabgaben zu verwandeln, schon genug geschrieben, und es erforderte eine eigene Abhandlung, diesen Gegenstand noch einmal von neuem zu bearbeiten. Ich darf das Unbequeme der Frohndienste, als allgemein eingestanden, voraussezen; hier ist es zu meinem Endzweck genug, sie auch als ein Hinderniß der Stallfütterung bekannt zu machen, und auch in dieser Rücksicht ihre Abschaffung, die an sehr vielen Orten gewiß möglich wäre, der Aufmerksamkeit der Regierungen zu empfehlen. Ein Beamter, der in seinem Amtsbezirk damit glücklich zu Stande käme, wäre einer auszeichnenden Belohnung werth.

Eine allzu starke Wildbahne ist ebenfalls kein kleines Hindernis der Stallfütterung: denn die Futterkräuter sind eben so wohl als das Ge-

treide, aber längere Zeit, dem Wildschaden ausgesezt. Ueberhaupt gehört starke Wildbahne nicht in ein Land, das bis zum vollständigen Ackerbau bevölkert ist. Diese beiden Arten von Bevölkerung vertragen sich nicht neben einander; eine oder die andere muß Noth leiden. Die Jagdnuzung, als Einnahme-Kapitel, verdient in angebauten Ländern keine Erwähnung. Ihr Ertrag ist bloßer Nebengewinn von den Waldungen, und wird meist theuer genug erkauft. Darauf muß sie denn auch eingeschränkt bleiben, und mit dem Ackerbau nicht in Kollision kommen. Als Vergnügen der Fürsten betrachtet, in richtigen Gränzen, findet die Jagd immer noch unschädlichen Raum genug in größeren Waldungen; fast jedes Land hat dergleichen, und hätte es keine — so sollte man wenigstens um der wilden Schweine willen keine anpflanzen.

Dritter Abschnitt.

Aufmunterung durch Belohnung.

Ich wünschte ein Land zu sehen, dessen Nahrungsstand von allen Fesseln der Gemeinheiten, Triftgerechtigkeiten, Frohnen und Jagden, kurz, von allem, was neuere politische Schriftsteller, unter dem Namen: Lehnsbeschwerden (Inconvéniens féodaux) begreifen, befreiet wäre, dessen

dessen Unterthanen, bei mäßigen Abgaben, noch einige Stunden Zeit übrig behielten, um sich mit Unterricht über die Verbesserung ihres Zustandes zu beschäftigen, und einige Thaler Geld, um zuweilen einen wirthschaftlichen Vorschuß zu wagen. Bei hinlänglicher Bevölkerung und Sicherheit des Absazes der Produkte, würde gewiß der Trieb, so viel als möglich, zu produciren, bald rege werden, und die Stallfütterung würde Eingang finden. Wahrscheinlicherweise würde, unter solchen Umständen, dieser lezte Abschnitt meiner Abhandlung überflüßig sein, und es würde keines Preißes bedürfen, um den Landmann zu dem zu ermuntern, was er ohnehin als seinen Vortheil kennte. Ohnstreitig wäre dies der beste Gang der Sache, wenn auch gleich nicht der schnellste: denn immer scheinen mir gute Einrichtungen, die nur durch Prämien erzeugt worden sind, getriebenen Früchten ähnlich, die zu frühzeitig erscheinen, schnell reifen, aber auch sich nicht halten, und keine Nahrung geben. Nur die Natur nicht gestört: so reift alles zu rechter Zeit.

Inzwischen stehen in den meisten Ländern die Sachen noch auf den Fus, daß der Gebrauch der Prämien nicht zu verschmähen ist; es sind noch überall drückende, den Muth zur Unternehmung schwächende Hindernisse, für die es gut ist, ein Gegengewicht anzubringen; also möchte auch wohl die Stallfütterung durch gut gewählte Be-

lohnungen, sehr wirksam befördert werden können.

Man weis, daß die Art, wie man belohnt, die Münze der Prämie, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, nichts weniger als gleichgültig ist. Die Belohnung, das positive Gut, ist desto wirksamer, jemehr es mit den natürlichen guten Folgen, die ich befördern will, und mit den Begriffen, die derjenige, der belohnet werden soll, sich von einem Gute macht, übereinstimmt. Zu Einführung der Stallfütterung konkurriren besonders zweierlei Klassen von Menschen, deren Kräfte, Thätigkeit und Willen in Bewegung gesezt werden soll: Rittergutsbesizer, von denen die Aufopferung gewisser Gerechtigkeiten und Befugnisse erwartet wird; und Bauern, oder Landwirthe, die unmittelbar für ihren Vortheil arbeiten sollen. Jene sehen zunächst keine andere Folgen ihrer Entschließung, als den innern moralischen Werth ihrer Handlung selbst, und den Ruhm der Großmuth und patriotischen Gesinnung. Hier dürfte man also nur diesen Folgen noch etwas zusezen, und davor sorgen, daß sie nicht ausbleiben; der Landesherr dürfte nur solche Männer öffentlich mit Beifall und Achtung nennen, sie mit Titeln, Chargen, und andern dergleichen immer noch geltenden Zeichen seines Wohlgefallens begnadigen: so würde man der baaren Belohnung größtentheils überhoben sein können, zumal da die meisten Glieder dieser

Klasse zu den höhern Ständen gehören, in welchen die Empfindung für Ehre noch am häufigsten und lebhaftigsten ist, und nicht so gewöhnlich in den Nahrungssorgen ein Gegengewicht findet. — Diesen, den Bauer, will man durch die Stallfütterung wohlhabender machen. Das ist nun ohnehin sein dringender und billiger Wunsch; giebt man ihm nun gleich etwas davon im voraus zu kosten: so glaubt er desto zuverlässiger an die Absicht, gewinnt etwas Kräfte, und gehet gutwilliger und eifriger an sein neues Tagewerk. Für ihn bitte ich also nicht um Schaumünzen, nicht um Bekanntmachung seines Namens in Zeitungen; damit ist ihm nicht geholfen, und ich habe wohl eher gesehen, daß eine Medaille auf der Brust eines Landmannes, statt Ehre und Achtung zu wirken, ihn nur einem spöttelnden und höhnischen Neide blos gestellt hat. Nichts ist aufmunternder und zweckmäßiger für den gemeinen Mann, als eine mäßige baare Summe, die man denn doch auch durch öffentliche Auszahlung, Bekanntmachung des Belohnten und dergleichen, ehrenvoll machen könnte. Ich würde die lebenslängliche Befreiung von ein und andern persönlichen Abgaben anrathen, (denn diese hat außerordentlich viel Reiz für den Bauer,) wenn es nicht gar zu viel Bedenklichkeiten hätte, der Vorstellung, als ob es eine Ehre wäre, die Lasten des Staats nicht mit zu tragen, mehr Kurs zu geben, als sie leider schon hat.

Dies sind meine Gedanken über die Aufgabe der Societät. Ich habe den Gesichtspunkt, aus dem ich die Frage fassen zu müssen glaubte, oben schon angegeben. Sollte ich den rechten Sinn damit verfehlt, und die Societät mehr eine practische Anweisung für den Landmann, als Rathschläge für die Obrigkeiten und Vorsteher des Volks erwartet haben: so bin ich der erste, zu gestehen, daß jene in meiner Abhandlung fehlen. Da ich selbst kein ausübender Landwirth bin: so konnte ich mirs auch nicht anmaßen, den Bauer zu belehren, und ich wünschte, daß keiner sichs anmaßte, der mit mir in gleichem Falle ist. Bücher ausschreiben, ist eine gar zu leichte und gar zu unnüze Arbeit.

Sollte sich eine Obrigkeit finden, die meine Vorschläge einer Beherzigung und Anwendung werth hielte: so will ich zwar nicht behaupten, daß dadurch die Stallfütterung gleich allgemein werden würde; aber so viel hoffe ich mit fester Ueberzeugung, daß der Gebrauch der Mittel, die ich angezeigt habe, der Staatswirthschaft im Ganzen nicht schaden, und dennoch ihren wichtigsten Zweig, die Landwirthschaft, auf eine beträchtliche Stufe der Verbesserung erhöhen würde.

Beantwortung der Frage:

Ist der Vorwurf gegründet, daß das übermäsige Kartoffelbauen den Verfall des Ackerbaues und den Ruin der Mühlen nach sich ziehe?

welcher

die Hochfürstlich Hessische Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, zu Kassel, am 5. März 1784 den ersten Preis zuerkannt hat.

Ueber die Frage:

Ist der Vorwurf gegründet, daß das übermäsige Kartoffelbauen den Verfall des Ackerbaues und den Ruin der Mühlen nach sich ziehe?

Gratum opus agricolis.

Einleitung.

Ich lebe in einer Gegend, deren vorzüglichste Nahrung der Feldbau ist, und zwar der Getraidebau in so überwiegendem Verhältnis gegen den Anbau einiger wenigen Fabrik- und Handelskräuter, daß diese gegen jene in keine Betrachtung kommen. Nur die Anpflanzung der Kartoffeln hat auch hier, wie fast allenthalben, die freiwillige günstige Aufnahme gefunden, die man in neuern Zeiten manchem andern ausländischen Gewächse gewünscht, aber zu verschaffen oft vergeblich sich bemüht hat. Noch etwas stärker als bei uns, wird der Kartoffelbau in den gebürgigten Gegenden unserer Nachbarschaft betrie-

betrieben, die zum Theil Marktpläze für unser Getraide sind; und da unsre Provinz, die ohngefehr zum dritten Theil aus großen Gütern und Pachtungen besteht, und von jeher einen beträchtlichen Absatz von Getraide in die angränzenden Länder zu machen gewohnt war, in diesem Handel in neueren Zeiten eine Verminderung zu spüren glaubt; da wir ferner innerhalb unserer Gränzen bei einer Volksmenge von ohngefehr acht und dreisig tausend Menschen, drei und vierzig gangbare, und zum Theil mit vier, sechs bis acht Mahlgängen arbeitende Mühlen haben: so sind die Klagen über den nachtheiligen Einfluß des Kartoffelbaues, zumal in dem Munde der grösern Guthsbesizer und der Mühlenpachter, nichts seltenes. — Ich habe es nicht für überflüßig gehalten, von dem Standpunkt, auf welchem ich meine Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt habe (dem Stifte Merseburg) diese vorläufige Rechenschaft zu geben.

Da ich Beruf und Gelegenheit habe, den Gang und die Schicksale des Nahrungsstandes unter der Klasse die bei dieser Frage interessirt ist, in der Nähe zu beobachten, so hat mich dieser Gegenstand schon längst beschäftiget. Und ob ich gleich für meine eigene Ueberzeugung nicht lange unentschieden blieb, so habe ich doch immer gewünscht, die Gründe und Gegengründe beider Theile vollständig und im Zusammenhange zu hören; ich freue mich daher sehr, daß nun ein

Feld dazu eröfnet ist, und daß man zugleich das Urtheil einer Gesellschaft zu erwarten hat, von deren Einsichten und Grundsätzen Beifall und Belehrung willkommen ist. Ich mag nun jenen oder diese verdienen, so wage ich doch gerne den Versuch einer Beantwortung, und rechne wenigstens darauf, zur Uebersicht des Ganzen einige nüzliche Beiträge zu liefern.

Die aufgegebene Frage enthält einige Ausdrücke, über die ich mich vorläufig erklären will, um keinen Misverstand zu veranlassen, und in der Folge desto bestimmter reden zu können. Ich finde auch hier die schicklichste Stelle zu etlichen Anmerkungen, auf die ich mich in der Beantwortung selbst nur kurz beziehen werde.

1) Die Rede ist von übermäsigem Kartoffelbau. Was ist hier Maase, und was Ueberschreitung? — Ich glaubte anfangs in diesem Ausdruck viel Unbestimmtes zu finden, sah aber bald, daß man nicht wohl näher bestimmen durfte, um der Untersuchung volle Freiheit zu lassen, die eigentlich erst herausbringen soll, was bei dem Kartoffelbau übermäsig, (ein tadelndes Beiwort) heissen könne, oder nicht. Sobald ich diesen oder jeden andern Zweig des Ackerbaues übermäsig nenne, ist ihm das Urtheil schon gesprochen. Uebermäsig heißt also hier der Kartoffelbau, sobald andre Bürger des Staats, Müller z. B. sich darüber beklagen; unausgemacht vor der Hand, mit welchem Rechte. Ich will

will diesen einstweilen nur häufig nennen, und nenne so den Kartoffelbau unsrer Provinz, ob er gleich, soweit ich ihn berechnen kan, schwerlich über den zwanzigsten Theil der Brache, d. i. ein Sechszigtheil des ganzen Feldbaues betragen möchte. Wirklich übermäsig ist er nur alsdenn, wenn er auf einen solchen Grad steigt, daß, ohne Widerspruch, der zusammengenommene Vortheil der einzelnen Kartoffelpflanzer den Nachtheil oder die Gefahr des Staats im Ganzen nicht aufwiegt.

2) Unter Verfall des Ackerbaues ist vermuthlich die Vernachläßigung derer Getraidearten gemeinet, die schon lange in Deutschland einheimisch und üblich, die unserm Klima ohne Widerrede angemessen, die die Basis unsrer Konsumtion und Handels sind; auf welche eine grose Anzahl Menschen mit ihren Gewerben sich eingerichtet, und ihre Nahrung und Verdienst gegründet haben; Getraidearten, an die unsre physische Natur sich gewöhnt hat; bei denen der deutsche Bürger und Bauer gewiß ist, wo nicht Reichthum, doch Wohlstand, anhaltendes und dauerndes Auskommen und Unterhalt zu finden. Korn, Weizen und Gerste sind vorzüglich diese wohlverdiente Bürger, auf die man billig Rücksicht nimmt, ehe man neue Ankömmlinge begünstiget. Ob dieser Ackerbau durch den Kartoffelbau so verdrängt oder eingeschränkt werde, daß er in einem bedenklichen Grade vernachlässiget und

hintan-

hintangesezt werde, davon wird also die Frage sein. Man könnte darauf fallen, geradezu zu untersuchen, ob der Kartoffelbau, oder der Bau einer oder der andern von den genannten Getraidearten, die höchste Benuzung eines Grundstücks sei? Allein diese Frage, so sehr sie das Ansehen der Hauptfrage hat, ist bei weitem nicht so wichtig, als sie es scheint. Denn erstens, in Ansehung des innern Werths (für Menschenglück und Bedürfniß) hat diesen keine einzelne Naturgabe in dem Sinne und der Anwendung, daß sie alle oder viele andere überflüssig und unnütz machte; und was zweitens den Geldwerth und Marktpreis betrift, so hängt dieser so sehr von Seltenheit oder Ueberfluß ab, daß der Reihe nach jedes Produkt das einträglichste sein kan, und vielleicht zu seiner Zeit gewesen ist. Die möglichst hohe Benutzung, so bald nicht von einem einzelnen Grundstücke und kurzem Zeitraume, sondern von dem ganzen Ackerbau die Rede ist, besteht nur durch ein richtiges Verhältniß der verschiednen Zweige des Ackerbaus gegeneinander.

3) Ruin der Mühlen. Dies heißt nicht sowohl ein gänzlicher Stillstand, Verfall und Erlöschung dieses Gewerbes, unverschuldete Verarmung aller Müller, sondern auch schon der Fall, da das Mühlengewerbe gegen andere Handwerke und Unternehmungen so unergiebig und

und undankbar würde, daß Niemand dieser Lebensart sich mehr wiedmen, Niemand die Gefahr des Ankaufs, der Bau- und Unterhaltungskosten wagen wollte, und der Staat fürchten müßte, durch die Seltenheit dieses gleichwohl sehr nützlichen und unentbehrlichen Gewerbes in Verlegenheit zu kommen.

Nach dieser etwas weitläuftigen Einleitung, werde ich in der Beantwortung selbst desto kürzer sein können.

I.

Der Kartoffelbau für sich betrachtet.

Ich kann die Erklärung nicht länger zurückhalten, daß ich die Kartoffeln für eins der wohlthätigsten Geschenke der Natur, für eine der wichtigsten Eroberungen aus dem neuen Welttheile ansehe, der uns sonst so viele zweideutige Geschenke zugeschikt hat. Sie passen vollkommen in die deutsche Feldwirthschaft, und füllen so zusagen eine Lücke aus, die wir jezt gewiß fühlen würden, wenn sie wieder entstehen sollte. Sie misrathen fast nie, bei keiner Witterung, bei keiner auch der schlechtesten Beschaffenheit des Ackers, so sehr, daß Saamen und Mühe ganz verlohren wäre; und gerade in den nassen Jahren, die unserm Getreidebau so gefährlich sind, steigt ihre

Frucht-

Fruchtbarkeit bis zum Bewundernswürdigen, und steuert oft dem Hunger und Mangel. Im Jahr 1771. wurden auf einem Stück Feld, das höchstens zehn Scheffel Korn tragen konnte, und in diesem Jahre gewiß nichts getragen haben würde, zweihundert und dreisig Scheffel Kartoffeln erbaut. Mehr als Eintausend Menschen in Deutschland hat in der Theurung des genannten Jahres seine Erhaltung blos den Kartoffeln zu danken. Sie leiden fast nichts von Insekten und Hagel, und man bemerkt, daß sie sich auch immer mehr an das nördliche Klima gewöhnen, und seltner als sonst erfrieren. Sie sind gesundes und nahrhaftes Futter für das Vieh, gesund als tägliche Kost des arbeitenden Armen, wohlfeile Abwechselung auf dem Tische des Mittelmanns, und selbst von dem Luxus des Reichen geduldet. Ich bin durch viele Beispiele überzeugt, daß der gewöhnliche Genuß der Kartoffeln, bei Menschen und Vieh, niemals, sondern nur, wie alles andere, in der Uebermase schade; selbst die Schädlichkeit des Kartoffelbrodes, wiewohl ich auf diesen Gebrauch in gewöhnlichen Fällen nicht rechne, ist noch zweifelhaft, und wird vermuthlich ganz verschwinden, wenn man in der Bereitung vorsichtiger ist, und die Vermischung mit Getreide, besonders mit Weizenmehl nicht versäumet. Künstlichere Verarbeitung der Kartoffeln, z. B. zu Stärke, Puder, Brandwein, Kaffee rc. so lange sie noch, wie bisher, bei Versuchen im Kleinen stehen bleiben, rech-

ne ich weder zu ihren Vorzügen, noch zu ihrer Schädlichkeit *).

Auch das Kraut der Kartoffeln giebt ohne Nachtheil der Wurzelfrucht, einen nicht unwichtigen

*) Einige Schriftsteller sind wider die Kartoffeln, in Rücksicht auf die Gesundheit, aber mehrere sind dafür. Ich will nur ein einziges Urteil anführen, weil es Herr von Pfeifer, ein Mann von eben so gesunder Theorie als ausgebreiteter Erfahrung, zu dem seinigen gemacht hat. „Der berühmte D. „Smith behauptet, daß die Schotten und Irlän„der dem vielen Genuß der Kartoffeln ihre Stär„ke, Munterkeit und frische Farbe zu danken hät„ten; daß keine Speise einen entscheidendern Be„weis ihrer Nahrhaftigkeit und ungemeinen Zu„träglichkeit für die Kräfte und die Gesundheit der „menschlichen Konstitution aufzuweisen hätte; daß „blos die Unmöglichkeit dieses Gewächs etliche „Jahre vor dem Verderb zu bewahren, das gröste „Hindernis sei, warum sie nicht die Hauptnah„rung aller Stände eines Volks werden könnte. „Das Nahrungsmittel so ein Kartoffelfeld trägt, „giebt an Quantität demjenigen so ein Reisfeld „hervorbringt, nichts nach, und ist dem Weizen„feld weit überlegen; 12000 Pfund Kartoffeln von „einem Morgen ist keine reichlichere Erndte, als „2000 Pfund Weizen. Wenn man aber auch die „Hälfte des Gewichts für Wasser abzieht (und das „ist sehr viel) so trägt ein solcher Morgen noch im„mer 6000 Pfund Nahrung, oder dreimal so viel „als das Weizenfeld." v. Pfeifer kritische Briefe, Heft 1. S. 59.

tigen Beitrag zur Viehfütterung. Die dürren Stengel sind für den Dünger freilich etwas zu holzig; aber in Gegenden wo das Holz theuer ist, und das werden bald alle sein, weiß man sie sehr gut zur Feuerung, besonders bei uns zum Brodbacken zu gebrauchen. Dadurch wird das Stroh gespart, und so ist das Düngermagazin wieder entschädiget.

Die Kartoffeln scheinen ganz vorzüglich für den armen gemeinen Mann zu sein, der ihren leichten kunstlosen Anbau, wobei keine wichtige Auslage und Risiko ist, mit eignen Händen wartet, und nicht Feld genug hat, um zum Verkauf im Großen etwas zu erbauen. Die Besitzer von zehen bis zwanzig Sächsischen Ackern Feld, oder von noch kleineren Grundstücken, erbauen verhältnismäsig die meisten, und selbst Tagelöhner und Häusler auf den Dörfern, die kein eignes Feld besitzen, nehmen durch den Kartoffelbau, auf eine Art die den Menschenfreund, wie den Staatswirth interessiren muß, an den gröseren Fluren der Hüfner Theil. Sie miethen ein Stückgen Feld aus der Brache, um die Hälfte der Kartoffelerndte, düngen mit Strassenkoth und andern nicht geachteten Materialien, graben und hacken selbst, und verschaffen sich so, ohne jemandes Schaden, selbst mit dem Nutzen des Eigenthümers, der ein gedüngtes und bearbeitetes Feld wiederbekommt, durch den einzigen Weg der möglich war, Nahrung auf den größten Theil

des Winters, und vielleicht Fütterung für eine kleine Schweinezucht *).

Ich habe die Brache erwähnt; deswegen will ich auch gleich hier auf den sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß wenigstens bei uns der allergrößte Theil des Kartoffelbaues seine Stelle in der Brache hat, wo er, in guten Feldern, auch zuweilen ohne Dünger versucht wird, und gelingt, ohne den Acker auszusaugen. Wer sich der vielen und meistens vergeblichen Mühe erinnert, die man allenthalben anwenden muß, um den Bauer zur alljährlichen Benutzung seiner Aecker zu bewegen, dem muß es sehr angenehm sein, ihn auf diesem Wege zu finden, ohne daß er durch Prämien dahin gelockt, oder durch Zwang und Strafe, womit man auch zuweilen hat bekehren wollen, dahin geschreckt worden wäre. Uebrigens hat der Kartoffelbau in der Brache, ausserdem, daß er zugleich die Stallfütterung begünstiget, auch noch den Vortheil der Abwechslung

*) Herr Pfarrer Varnhagen hat sich in seiner Abhandlung, über die Ergiebigkeit die ein mit Kartoffeln bestellt gewesenes Feld in dem nachherigen Getreidebau zeigt, umständlicher ausgebreitet, und mehr davon behauptet als ich wagen wollte, weil ich den Vorwurf des Uebertriebenen vielleicht zu sehr fürchtete. Aber er hat wirklich die Erfahrung auf seiner Seite. Siehe dessen Preisschrift über den Kartoffelbau, im dritten Heft der Hessischen Beiträge, 1785.

lung mit dem Getreidebau, und erfüllt also eine Forderung, die sowohl die gesündere Theorie, als die Erfahrung, bei der alljährlichen Feldbestellung zur Bedingung machen.

Ich weiß nicht, ob ich es auch noch zur Empfehlung des Kartoffelbaues anführen darf, daß er niemanden reich machen wird. Die Kartoffeln sind kein Gegenstand der Handlung; sie halten sich dazu nicht lange genug, sind kein Fabrikmaterial, und haben überhaupt, bei aller Nützlichkeit, nicht den konvenzionellen Reiz, den eine Waare haben muß, bei der Zwischenhände reich werden wollen. Inzwischen ist mir der kleine innländische Handel der damit getrieben wird, und gieng er auch nur vom Dorfe bis zur nächsten Stadt, von groser Wichtigkeit. Der ganze Gewinn theilt sich zwischen Erbauer und Verzehrer, und so kan diese Waare immer wohlfeil sein, und doch gut bezahlt werden. Sie verführt nicht zum Schwindel groser Spekulationen, durch den manche Besitzer fruchtbarer Felder, die durch Oelsaat, Tobak, Krapp und dergleichen reich werden wollen, wenigstens auf eine Zeitlang in Verlegenheit kommen können; aber sie bringt doch einigen baaren Geldumlauf in die unterste Klasse, wo er wie bekannt, immer am nöthigsten und nützlichsten ist.

2.
Einfluß des Kartoffelbaues auf den übrigen Ackerbau.

Man muß wichtige Einwürfe erwarten, wenn bei allem was ich hier gesagt habe, und was hoffentlich nicht übertrieben ist, der Kartoffelbau angefochten wird.

„Er veranlaßt den Verfall des Ackerbaues." Heißt das: der Acker trägt seinem Eigenthümer mehr ein, wenn er ihn mit anderm Getreide bestellt; so kann ich es dreist läugnen, und mich auf jede Erfahrung beruffen. Ausserdem, daß schon die allgemeine Neigung zum Kartoffelbau, auch bei Landwirthen die gut rechnen können, und sich durch keinen augenblicklichen oder scheinbaren Vortheil blenden lassen, Zeugniß genug wäre, ist nichts gewisser, als daß auf gleichen Grundstücken und unter übrigens gleichen Umständen, der Ertrag der Getreideerndte, sie werde verkauft, oder zu dem Gebrauch für Menschen und Vieh, wozu auch Kartoffeln tauglich sind, verwendet, dem Ertrag der Kartoffelerndte niemals, und oft nicht bis zur Hälfte gleich kommt. Die Masse der Geniessungen wird also durch den Kartoffelbau vermehret, und nicht vermindert.

„Aber nichts als Kartoffel?" Ich erwarte diesen Einwurf nicht, denn er träfe jede Getreideart, jede Nahrung und Gewerbe; ich habe auch schon oben darauf geantwortet.

„Der

„Der übrige Getreidebau, z. B. Wei„zen, Korn, Gerste, Hafer, leidet durch „den häufigen Kartoffelbau.“ Diese Klage ist nur in Einem Sinne wahr, in welchem aber gar nichts damit gesagt ist; es ist nehmlich wahr, daß auf der Stelle, wo Kartoffeln stehen, auch Korn ꝛc. stehen könnte. Ob aber die Kartoffeln nicht an dieser Stelle nützlicher, ob nicht demohngeachtet Konsumtion und Handel mit jenen Getreidearten hinlänglich versorgt sind, das läßt diese Klage unentschieden. Ich will es zu entdecken suchen.

Man kan über den Verfall des Getreidebaues klagen, wenn diese Früchte mangeln und zu theuer sind. — Ist dies jetzo der Fall, oder ist ers jemals, seitdem der Kartoffelbau auf dem jetzigen Fuße steht, unter solchen Umständen gewesen, daß man diesem hätte die Schuld geben können? In der Theurung der Jahre 1771 und 1772 gewiß nicht, seitdem hat der Kartoffelbau zugenommen, und soll in manchen Gegenden, z. B. im Sächsischen Gebürge, wo die Kartoffeln während dieses traurigen Zeitpunkts besonders wohlthätig waren, fast aufs doppelte getrieben worden sein, und doch ist das Getreide häufig und wohlfeil. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller derer die Gelegenheit haben, die Getreidepreise, vor und nach der Zeit da die Kartoffeln ein Theil des Ackerbaues geworden sind, zu vergleichen, (z. E. aus Hungers Geschichte der Sächsischen Abgaben; Rosenthals Getreidepreise von Nordhausen) ob

ob irgend eine Veränderung im Preise zu bemerken ist, die auf einen vernachlässigten Anbau schliessen liesse.

Die Erfahrung bestätigt hierinn nur, was man schon durch Folgerungen wissen konnte. Wie soll durch den Kartoffelbau Mangel an Getreide entstehen, da sie in vielen Fällen Surrogat des Getreides sind, und es mithin sparen helfen; da sie meistens in der Brache erbaut werden, die noch zur Zeit im Ganzen kein Getreidefeld ist; da sie der Hauptstütze des Ackerbaues, der Viehzucht, so vortheilhaft sind, und für den Verlust an Stroh zum Dünger, durch die bessere Fütterung des Viehes zum wenigsten Ersatz geben. Es wird nie an Getreide fehlen, so lange es nicht an Nachfrage fehlt; denn sie ist ja immer das erste, wornach Erbauer und Fabrikant sich richten. An sich ist es freilich möglich, daß der Kartoffelbau übertrieben werde, so wie dieser Fall bei andern Getreidearten, mit eben so vielem Nachtheil, auch möglich ist; ich glaube aber nicht, daß man Grund hat dies zu fürchten. Daß der gute Preis der Oelsaat, und der Unwerth des Getreides, Besitzer großer Güter verleitet hat, sie ganz mit Oelsaat zu bestellen, davon sind mir Beispiele bekannt, aber keine von einem so allgemeinen Kartoffelbau. Und was sollte auch darzu reizen? Absaz im Grosen ist nicht damit zu machen; die eigne Konsumtion, sie sei so stark sie wolle, erstreckt sich doch so weit nicht; der kleine Markthandel ist auch bald befriedi-

friediget, und würde durch eine zu grose Konkurrenz bald aufhören lukrativ zu sein. Selbst das Bedürfniß des Strohes und Düngers, worauf der Landmann allenthalben, mit zu vieler Geringschätzung anderer Düngungsmittel, sehr viel hält, wird den Kartoffelbau in seine rechte Gränzen einschränken. Brodfrucht wird endlich, trotz der Erfindung der französischen und früheren teutschen Parmentiers, die Kartoffel wahrscheinlicher Weise nie werden, weil sie es ausserdem gewiß jezt schon wäre, und weil der Bauer sich immer elend glaubt, wenn er etwas anders als Korn, oder höchstens Gerste, zu seinem Brode nehmen muß. Kurz, ich bin gewiß, daß sich der Bauer eher durch jede andre Spekulation, als durch den Kartoffelbau, würde irre führen lassen; und träfe es sich ja, daß eine ganze Provinz darinn zu weit gienge, und üble Folgen fürs Ganze zu befürchten wären, so bedarfs, sobald der Fehler fühlbar wird, nur Ein Jahr Zeit, um ihn wieder gut zu machen, und hoffentlich keine andere Zurechtweisung, als die eigne Erfahrung des Landmanns selbst. Der Staat läuft also keine Gefahr.

Was ich hier gesagt habe, bedarf keines weitern Erweises, und wird auch in einem andern Einwurf wider den Kartoffelbau, der zugleich in dem Sinne der Gegner der hauptsächlichste, und vielleicht der einzige ist, den man im Ernste und wirklich mit einigem Anschein von Wahrheit ihm macht, geradezu und mit einer Vergröserung die

eigentlich den Vorwurf ausmacht, eingestanden. „Der Kartoffelbau, sagt man, ist Schuld, daß „weniger Getreide verzehrt und gesucht wird, „weil viel Menschen sich und ihr Vieh von Kar„toffeln nähren, (die sie selbst bauen,) statt daß sie „sonst Getreide dazu haben (und kaufen) musten. „Daher rührt der wohlfeile Getreidepreis, da„her der Mangel an Absaz, wobei der Getreide„bauer zu Grunde geht."

In dieser Beschwerde ist theils viel Uebertriebenes, theils vieles, das zu unedel und eigennüzig ist, als daß es Antwort verdiente. Man überlege nur ohne Vorurtheil, in welchem Gebrauche für Menschen und Vieh, die Kartoffeln eigentlich Surrogat des Getreides und nicht vielmehr anderer Gemüs- und Futterkräuter sind, so wird die so gar gros angegebene Menge Getreides, die um deswillen unverbraucht und unverkauft liegen bleiben soll, sich sehr vermindern. Der wohlfeile Getreidepreis hat ganz andre Ursachen, und darunter ist die Vervollkommung des Ackerbaues, seine Beförderung in manchen grosen Ländern, wo er sonst ganz darnieder lag, kurz der Erfolg der allerwärts regen Bemühungen, der der Vermehrung der Menschen, wie billig, zuvorkommt, eine der wichtigeren. — Aber den Einwurf auch zuzugeben, in welchem Maase man will, wäre denn damit nicht gerade das bewirkt, was jedes Patrioten erster Wunsch und Absicht ist, oder doch sein sollte, so lange man noch elend gefüttertes Vieh genug sieht, und

Menschen, denen es sauer wird, im eigentlichen Verstande Nahrung zu finden? Nahrung für Menschen und Vieh so überflüssig und wohlfeil als möglich zu liefern, ist ein Grundsatz, der in keinem Falle Einschränkung oder Ausnahme leidet, und der auch nirgends verlezt wird, wo kaufmännisches Interesse nicht die Achtung für die Rechte der Menschheit überwiegt. Wer wird es wagen, die Erhöhung der Fruchtbarkeit durch Kultur und Fleis, die Benutzung der Brache, die Urbarmachung wüster Fluren zu verbieten? und doch will der, der Würkung nach, nichts anders, der den Kartoffelbau verschreit. Denn eins wie das andere, erleichtert das Dasein einer grosen Anzahl Menschen, die sonst ihre Subsistenzmittel aus den Händen anderer erwarten, und durch ungleichen Handel erkaufen mußten; eins wie das andere vermehrt die Konkurrenz der Verkäufer, zum rechtmäsigen Vortheil der Käufer, und zum Nachtheil derer die sonst allein zu verkaufen hatten; eins wie das andere befördert die Bevölkerung auf die unschuldigste natürlichste Weise, und gerade in dem Stande, in welchem fast allein die vermehrte Menschenmenge einen Werth hat. Wenn eine Nation auf die Trägheit und Unwissenheit einer benachbarten ihren Vortheil gründet, und deswegen sie darin zu erhalten sucht, so nennt man das schon unbillig und unweise; aber wenn Bürger so gar ihren Mitbürgern zumuthen, Nahrungsmittel die diese selbst erzeugen könnten, ungebaut zu lassen, und sie

sie aus fremden Händen auf willkührliche Bedingungen zu erwarten; wenn sie dies für Ordnung der Staatswirthschaft ausgeben, und die Hülfe der Obrigkeit dafür auffordern, wie soll man das nennen? — Es ist allerdings vortheilhaft für die Thätigkeit des Menschen, wenn einer die Bedürfnisse des andern wechselseitig befriediget; aber es wäre gar kein Unglück, wenn dies unter der feldbauenden Klasse in Ansehung der Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit nicht Statt hätte, sondern jeder wenigstens seine Lebensmittel unmittelbar von sich selbst haben könnte. Es bleiben noch genug Menschen übrig, die Brod kaufen müssen, und bei denen, die es selbst bauen, sind ja damit noch lange nicht alle Bedürfnisse gestillt. Erst wenn der Mensch satt ist, erwacht nach und nach das ganze grose Heer entbehrlicher Nothwendigkeiten, die so ungestüm fordern als der Hunger, und so viel Hände beschäftigen, als sie nur bezahlen können. Hier haben Handel und Wandel, Geldumlauf, Spekulation und Industrie, und wie die Götzen der Finanzpolitik alle heissen, ein weites freies Feld, auf dem sie immer Arbeit finden werden. Gesezt der Brodfruchtbaum liese sich bei uns einführen; noch mehr, gesezt die festen Theile der Erde wären eßbar, wie ihre flüßigen Theile trinkbar sind: unser Gaumen würde sich damit so wenig begnügen, als mit der unentgeltlichen gesunden Quelle, Handel und Besteurung würden sich mit Speisewaaren beschäftigen können, so wie jezt mit Getränke,

und Brod und Wasser würde immer nur für Missethäter gut genug sein.

Es ist traurig, daß man diesen lezten Einwurf wider den Kartoffelbau fast allein unter dem Stande hört, der ohnehin in dem Tausch seiner Produkte und Beschäftigungen gegen die andern Stände allen Vortheil auf seiner Seite hat. Nicht der kleine Bauer klagt, daß der grose Ritterguts besizer zu viele Kartoffeln baue, sondern umgekehrt. Die fleisigen Einwohner des sächsischen Gebürges waren sonst in Ansehung des Getreides in einer Abhängigkeit von den Besizern der fruchtbaren Getreidepflegen, die ihnen bei aller ihrer unermüdeten Arbeitsamkeit drückend war. Daher war fast jede Theurung im Lande, Hungersnoth für diese Distrikte. Durch den Kartoffelbau haben sie diese Fesseln zum Theil abgeworfen, aber das Murren der bequemern Getreidebauern gegen sich erregt, davon manche ihren blosen Privatvortheil als Forderungen eines allgemeinen Besten geltend machen möchten, wenn sie nur hoffen dürften, Gehör zu finden.

3.

Einfluß des Kartoffelbaues auf das Mühlengewerbe.

Nun ist noch die Rücksicht auf die Mühlen übrig, deren Ruin der Kartoffelbau nach sich ziehen soll. Von den Mühlen unsrer Provinz ist seit funfzig und mehr Jahren nicht eine einzige eingegangen. Sie stehen und gehen noch alle, und nähren ihre

Besizer und Pachter; vielleicht nicht so reichlich als sonst, vielleicht könnten einige davon ganz entbehret werden; daran sollen auch, wenn man will, die Kartoffeln einigen Antheil haben. Aber das heißt noch kein Ruin der Mühlen in dem Verstande den ich oben festgesezet habe, und der der einzige ist, in welchem diese Beschwerde muß geführet werden können, wenn sie die Aufmerksamkeit des Staats verdienen soll. Ausserdem ist es ein ganz gewöhnliches Schicksaal, das jedes Handwerk, jeden Stand (man denke nur an den Gelehrten- und Handelsstand) treffen kann, daß er zuweilen übersezet wird. Die anfängliche Einträglichkeit des Mühlengewerbes hat ohnstreitig die Erbauung mehrerer Mühlen als man bedarf, veranlaßt. Man hat sie begünstiget, und mit Recht, weil es ein Gewerbe der ersten Nothwendigkeit ist; aber wenn man ihrer nicht mehr in so groser Anzahl bedürfte, warum sollte es unvorsichtig oder ungerecht sein, die überflüssigen nach und nach eingehen zu lassen? wiewohl dies, ich wiederhohle es, um der Kartoffeln willen, deren stärkster Verbrauch nicht auf Unkosten des Mahlens und Schrotens geschieht, schwerlich jemals nöthig sein dürfte, zumal da in den meisten Staaten die Menschenmenge immer im Zunehmen ist. Die Mühlen sind doch um der Menschen willen, und nicht die Menschen um der Mühlen willen da; und wenn gleich die Müller auch Menschen sind, so ist doch ihre Anzahl, im Verhältniß zur übrigen Menschenmenge zu klein, (beinahe wie Eins zu Neunhundert) als daß, wenn sich Kollision denken liese,

es zweifelhaft sein könnte, welche Parthei zu begünstigen wäre. Es wäre um nichts unvernünftiger, Vergleiche in Prozessen zu erschweren, um den Ruin des Advokatenstandes, zu verhüten, als den Kartoffelbau untersagen, um des Wohlstandes der Müller willen.

Jedes unnütze oder entbehrliche Gewerbe darf und kan eingezogen werden, weil es nie an nützlichen Beschäftigungen mangeln wird. Nur muß die Aufhebung oder Verdrängung nicht so plözlich geschehen, daß Menschen, die sich solchen Beschäftigungen bona fide gewidmet haben, auf einmal brodlos werden, und nicht Zeit und Gelegenheit erhalten, sich in andre Gewerbe zurückzuziehen; so kan man mit Recht eine Maschine unterdrücken, auf der Ein Mann für ein ganzes Land Strümpfe machen könnte — oder gar in Paris vor einer plözlichen allgemeinen Bekehrung zur Keuschheit zittern, weil zwanzig tausend Mädchen dabei verhungern müsten *). — Man sieht leicht, daß solche Nothfälle bey dem unmerklich langsamen Fortschritte des Kartoffelbaues nicht zu fürchten sind.

Ich habe auch Klagen über die Kartoffeln gehört, die darauf hinaus liefen, daß sie sich nicht so recht unter Besteurung, Zehnden, Accise und dergleichen bequemen wollten. Ausserdem, daß man nun wohl ziemlich gelernt hat sich hierin

zu

*) Siehe Tableau de Paris. Chap. Filles publiques.

zu helfen, hat die Frage der Gesellschaft solche Beschwerden mit keiner Rücksicht beehrt, und es ist mir sehr lieb, daß ich mich nicht zu ihrer Beantwortung erniedrigen darf. Es wäre leichter gewesen, die Vertheidigung des Kartoffelbaues aus allgemeinen Grundsätzen von natürlicher Freiheit, gleichen Rechten des Bürgers, des vollen Eigenthums, u. a. m. zu führen; aber ich habe mich lieber an Erfahrungen und Wirkungen gehalten, und den Gegenstand mit allen zufälligen Erscheinungen und fremden Einwirkungen lieber als in abstracto betrachten wollen, weil es so sehr gewöhnlich ist, in staatswirthschaftlichen Untersuchungen die Theorie zuzugeben, und die praktischen Folgen zu leugnen.

Da ich andrer Meinung bin, so würde es mir sehr genugthuend sein, wenn man die Wahrheit: daß die Einmischung der Regierung in den natürlichen Gang des Nahrungsstandes nur selten nöthig ist, auch in der Anwendung auf die vorliegende Frage anschaulich gemacht fände.

O
15

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneider, Ludwig,

Ueber die Mittel zu Einführung der Stallfütterung, und über die Wirkungen des häufigen Kartoffelbaues Zwei Preisschriften

Leipzig 1786

Oecon. 1549 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298889-9
VD18 10201386